

Fokusthema

Von offensichtlichen zu subtilen Formen Schwarzer Pädagogik

Wie die Schwarze Pädagogik entstanden ist, soll hier zeitgeschichtlich eingeordnet werden. Bis heute existiert sie weiter, wenn auch subtiler als damals.

Text: Hanspeter Hongler, Professor em. für Soziale Arbeit an der ZHAW sowie Projektleiter und Supervisor



Als Katharina Rutschky 1977 eine 600-seitige Textsammlung zur Pädagogik im 18. und 19. Jahrhundert unter dem Titel *Schwarze Pädagogik* herausgab, ahnte sie wohl nicht, dass dieser Titel künftig stellvertretend für beinahe alles stehen wird, was die Pädagogik an Abgründigem zu bieten hat. Dabei ging es Rutschky um die Darlegung und Aufarbeitung einer ganz bestimmten historischen Phase mit den in jener Zeit trotz Aufklärung verbreiteten und allgemein legitimierten pädagogischen Praktiken. Gewiss wollte sie als Vertreterin der 68er-Generation mit ihrer historischen Anthologie auch in die damals (1977) aktuelle erziehungswissenschaftliche Diskussion eingreifen und die eben erst vergangene menschenverachtende NS-Erziehungsideologie der Vätergeneration indirekt ins Visier nehmen. Heute, knapp 50 Jahre später, haben wir es allerdings in Bezug auf den pädagogischen Zeitgeist mit einer ganz anderen Stimmungslage zu tun: Während die pädagogische Aufbruchstimmung der 1970er-Jahre ganz im Zeichen der Reformpädagogik gegen autoritäre Praktiken stand, taucht der Begriff heute eher im Zusammenhang mit dem Wiederherstellen von Autorität angesichts eines generell diagnostizierten Erziehungsnotstandes auf.

Es lohnt sich durchaus, einige Kerngedanken der von Rutschky unter dem Leitbegriff *Schwarze Pädagogik* zusammengestellten bürgerlichen Erziehungsliteratur aus dem 18. und 19. Jahrhundert zu rekapitulieren. Eher überraschend geht es dabei zunächst und sehr zentral um die Abkehr von den brutalen Züchtigungen und Zwangsmassnahmen, wie sie in der vorbürgerlichen Gesellschaft gang und gäbe waren. Dort wurde der Kindheit generell kein besonderer Status zugesprochen, wie vom Historiker Philippe Ariès in seinen Forschungen über die Geschichte der Kindheit hinlänglich belegt worden ist.

Unterwerfung des Kindes

Zwei in dieser Zeit geradezu obsessiv verfolgte Kerngedanken beinhalten die Unterwerfung des Kindes unter den Willen des Erziehers¹ und das nunmehr erzieherisch legitimierte Strafen bei Ungehorsam – und zwar beides zum Guten des Kindes. Es soll mithin den Sinn der Strafe einsehen und diese innerlich befürworten. Alles, was ihm weh tut, geschieht ja zu seinem Besten, und es ist eigentlich der Erzieher, der am meisten darunter leidet. Dazu gehört die Maxime, dass sich der strafende Erzieher zu keinen spontanen affektiven Ausbrüchen hinreissen lässt, gleichzeitig aber auch nicht aus Mitleid auf strenges Strafen verzichtet. So wird denn auch vom Erzieher Selbstbeherrschung und die Abwehr eigener Gefühle verlangt, die sich allerdings nicht selten umso mehr in Form

von Pedanterie, Sadismus oder *Erziehungsgorgien* entladen.

Zur körperlichen Züchtigung entwickelt die bürgerliche Pädagogik dieser Zeit ein ambivalentes Verhältnis: Mit weiser Beschränkung soll man sie anwenden, denn Prügel «sollen vorbereitend dienen», um «die Tore des Herzens zu sprengen», zumal «wahrhaft pädagogische Schläge» es gut meinen (Rutschky 1977, S. 430–437).

Religiöse Weltbilder spielen dabei eine wichtige Rolle: Das Böse wird in der kindlichen Natur verortet, weshalb es nur durch Erziehung erlöst und zum Guten geführt werden kann. Und geradezu obsessiv ist «der sexuellen Neugier der Kinder» zu begegnen.

Schliesslich gilt es, den totalitären Erziehungsanspruch hervorzuheben: Der Erzieher sieht im Kind den potenziellen Feind, weshalb er seine Aktivitäten dauernd kontrollieren muss. Am besten lässt sich diese Kontrolle und zugleich der Anspruch, aus den Kindern bessere Menschen zu machen, in geschlossenen «pädagogischen Sonderwelten» für die besonders «gefährdeten» Kinder realisieren und legitimieren. In den zahlreichen im 19. Jahrhundert gegründeten Rettungshäusern zeigt sich besonders deutlich die pädagogische Ambivalenz eines zugleich utopischen und totalitären Erziehungsanspruchs, der oft an ideologisch-religiöser Überfrachtung wie auch an praktischer Überforderung scheiterte. Gerade in der Heimerziehung setzte sich dieses problematische, paternalistisch-autoritäre Erziehungsverständnis trotz erschütternden Selbstzeugnissen eines C. A. Loosli² oder der literarischen Aufarbeitung in «Die Fertigmacher» von Arthur Honegger³ bis in die 70er-Jahre des 20. Jahrhunderts fort. Erst mit der *Heimkampagne*, einer vorwiegend von jugendlichen Heiminsassen angestossenen und von progressiven Politiker*innen und Expert*innen unterstützte Bewegung, erfolgte die nötige Zäsur. Aber es dauerte nochmals Jahre, bis ein tiefer greifendes Umdenken zu effektiven Reformen führte.

Schädlicher Umgang

Inwiefern können wir heute noch von *Schwarzer Pädagogik* als Metapher für einen fehlgeleiteten, in der Wirkung negativen und schädlichen Umgang mit Kindern und Jugendlichen sprechen? Sicher, es gibt nach wie vor auch im Feld der professionellen Erziehung Auswüchse und «Unkulturen» (Dörr und Herz 2010), vor allem, wenn es um schwierige oder gar «systemsprengende» Kinder und Jugendliche geht. Auch die nach wie vor in gewissen Fachkreisen hochgeschätzte *Konfrontative Pädagogik* muss sich kritische Fragen in Bezug auf demütigende und intrusive Praktiken gefallen lassen.

Während direkte körperliche Gewalt inzwischen delegitimiert ist und höchstens insgeheim oder in Situationen vollkommener Überforderung zur Anwendung kommt, ist gewaltförmiges Handeln in schwierigen Erziehungssituationen keineswegs verschwunden. Anstelle von Strafen ist allerdings unter Beizug objektivierender Sprachcodes eher von «notwendigen Sanktionen» und «konsequentem Handeln» die Rede, werden *Time-out*-Räume angeordnet oder ein zusätzliches Verhaltensprogramm gestartet. Kennzeichnend ist, dass dem adressierten Kind wenig Raum zum Widerspruch bleibt und damit auch sein Subjektstatus zur Disposition steht. Damit wird nach wie vor ein einseitiger Machtanspruch postuliert.

Sicher wird auch heute niemand immer auf Zwang verzichten können, müssen Machtkämpfe mit Kindern und Jugendlichen ausgetragen werden, braucht es ein erwachsenes Gegenüber, das Grenzen setzen und gegenwirken kann. Mit

einer simplen schwarz-weißen Pädagogik ist den Anforderungen nicht beizukommen.

Not und Angst der Kinder begreifen

Es macht aber einen grossen Unterschied, ob man davon ausgeht, mit scheinbar geeigneten Techniken und Programmen eine äussere Verhaltensänderung herbeiführen zu können und sich damit zufrieden gibt, oder ob man sich auf die Ursachen und Gründe für das unerwünschte Verhalten von Kindern und Jugendlichen einlässt. Zum Letzteren gehört, im Erleben der eigenen Grenzen, Enttäuschungen und Ohnmachtsgefühle etwas von der Not und Angst der betreffenden Kinder und Jugendlichen zu begreifen – und damit auf elementare Weise die Erfahrung von Anerkennung zu ermöglichen und wo irgend möglich Gelegenheiten zu Neuanfängen zu geben.

Das alles bedingt aber auch ein geschärftes Bewusstsein darüber, wie wichtig es ist, sich auf



das unvermeidlich «Negative» und die «dunklen Seiten» der Sozialpädagogik (Schwabe 2017) einzulassen, insbesondere auf die Verführungen einer moralisierenden Kommunikation von gut–schlecht, richtig–falsch, konstruktiv–destruktiv usw. Dabei kommen unvermeidlich Ungewissheiten, eigene Ansprüche und Ideale, Ambivalenzen und am Ende gar das «Böse» bei sich selbst ins Spiel. Dies wiederum hätte zur Folge, sich individuell, aber auch als Institution immer wieder mit eigenen Fehlern und mit Mittelmäßigkeit auseinanderzusetzen.

Es ginge darum, subtiler, aber auch radikaler über Erziehung und Hilfe nachzudenken. Dazu gehört, sich die Frage zu stellen, was es für Kinder und Jugendliche bedeutet, wenn man als Sozialpädagog*in «durchgängig den positiven Part im Hilfeprozess besetzt: den gewährenden, disziplinierten, kontrollierten, konstruktiven und moralisch einwandfreien Teil» (Schwabe 2017, S. 310) und dem Gegenüber faktisch nur noch die negativen Anteile überlässt, anstatt den Kindern oder Jugendlichen auch immer wieder Gelegenheit zu geben, selbst gut oder besser zu sein.

Potenzial für beide Seiten

Damit verbunden ist ein dialektisches Verständnis des Negativen in der Erziehung; die Frage also, wie aus negativen Erfahrungen etwas Positives entstehen kann. Dabei muss man zwischen einem lähmenden und einem produktiven Negativen unterscheiden und davon ausgehen, dass aus Fehlern und Mängeln etwas Neues herauswachsen kann, das in der sozialpädagogischen Beziehung ein Potenzial für beide Seiten enthält (Jullien 2011).

Es wäre dies ein pädagogisches Verständnis, das sich der heutigen Risiken *Schwarzer Pädagogik* durchaus bewusst ist und mit diesen als Einzelperson wie auch als Institution einen Umgang sucht. •

Literatur

- Dörr, M., Herz B. (Hrsg.) (2010). «Unkulturen» in Bildung und Erziehung. Wiesbaden. Springer
- Hafner, U. (2011). Heimkinder. Eine Geschichte des Aufwachsens in der Anstalt. Baden. hier+jetzt
- Honegger, A. (1974). Die Fertigmacher. Zürich. Benziger
- Jullien, F. (2011). Schattenseiten: Vom Bösen oder Negativen. Zürich-Berlin. Diaphanes
- Rutschky, K. (1977). Schwarze Pädagogik. Berlin. Ullstein
- Schwabe, M. (2017). Die dunklen Seiten der Sozialpädagogik. Ibbenbüren. Münstermann

Fussnoten

- 1 Die männliche Form steht in Einklang mit dem Quellenmaterial.
- 2 Der Schweizer Schriftsteller und Journalist wurde 1877 unehelich geboren und verbrachte mehrere Jahre in Jugendanstalten. In seinem Werk prangerte er das Anstaltswesen an und setzte sich für die Schaffung eines Jugendstrafrechts ein.
- 3 Mit seinem Buch «Die Fertigmacher» hat Arthur Honegger in der Schweiz die Verdingkinder-Justiz mit in Gang gebracht.
- 4 Am 1. und 2. Dezember 1970 fand im Gottlieb-Duttweiler-Institut in Rüschlikon eine legendäre Tagung mit ca. 500 Teilnehmenden unter dem Titel «Erziehungsanstalten unter Beschuss» statt.